

Dialog zum Völkermord

Erinnern, Lernen und Gedenken in Deutschland und Ruanda

Schockierende Bilder, Originalschauplätze, Gebeine, Gerüche – ruandische Erinnerungskultur berührt alle Sinne. Mit drastischen Methoden gedenken Ruander des schlimmsten Ereignisses ihrer Geschichte – des Genozids vor elf Jahren, bei dem in weniger als drei Monaten mehr als eine Million Menschen umgebracht wurden. Noch immer ist eine Kluft zwischen Hutu und Tutsi spürbar, obwohl diese Begriffe als ethnische Zuweisungen offiziell abgeschafft wurden. Täter und Opfer müssen miteinander leben, sie begegnen sich unwillkürlich, täglich, sie sind Nachbarn, Geschäftspartner und Mitglieder einer Familie.

Anja Witzens

In den Dimensionen seiner Grausamkeit mit dem Genozid vergleichbar ist wohl nur ein geschichtliches Ereignis: der Holocaust. Deutsche und Ruander verbindet, dass sie die Verantwortung sowohl für die staatlichen Gewaltverbrechen als auch dafür zu tragen haben, dass die Geschehnisse verarbeitet und gedenkpädagogisch aufgearbeitet werden.

Im Dezember 2004 kamen acht junge Ruander nach Deutschland, um die deutsche Erinnerungskultur zu erfahren. Im Austausch mit deutschen Teilnehmern, mit Fachleuten, Zeitzeugen und an Originalschauplätzen möchten sie Gedenkformen kennen lernen, die individualpsychologisch wirksam sind und in die pädagogische Aufarbeitung der blutigen ruandischen Vergangenheit integriert werden können.

Jeder der Teilnehmer der Studienreise muss sich tagtäglich mit der Frage auseinandersetzen, wie er oder sie mit den Folgen des Genozids vor elf Jahren umgehen kann. Persönlich und auch in ihrer Arbeit. In Deutschland erhoffen sie sich Antworten auf ihre Fragen: Wie gehen die Deutschen mit ihrer Vergangenheit um? Was haben sie daraus gelernt? Kann die gedenkpädagogische Arbeit auf Ruanda übertragen werden? Und vor allem: Wie lassen sich daraus Perspektiven für einen Toleranz und Versöhnung fördernden Umgang mit der Vergangenheit ableiten?



Sauber und ordentlich

Consolée Mukanyiligira hat kalte Füße. Die 50-Jährige und damit Älteste der Gruppe hat es in Kigali nicht mehr geschafft, auf dem Markt feste Schuhe und dicke Socken zu kaufen. Doch trotz der Kälte ist ihr erster Eindruck von Deutschland positiv. „Hier ist alles so sauber und ordentlich“, staunt sie. „In Kigali

bemüht sich die Regierung ja auch, die Straßen zu verbessern und ordentlich zu halten sowie große Häuser zu bauen, aber verglichen mit hier haben wir noch einen weiten Weg.“

Dabei sind die Ruander schon recht weit gekommen. In ihrem Land herrscht Frieden, die Regierung hat die Versöhnungsarbeit zum Programm ge-

Eine ruandische Besucherin vor den Bildtafeln in der KZ-Gedenkstätte

Foto: Anja Witzens



Angesichts der hoch entwickelten Tötungsmaschinerie sind die Ruander fassungslos.

Foto: Anja Witzens

macht und die ethnische Spaltung des ruandischen Volkes gesetzlich verboten. Die Täter des Genozids werden durch einen internationalen Gerichtshof und lokale Dorfgerichte, genannt *Gacaca*, verurteilt. Gedenkstätten helfen, das Vergangene zu verarbeiten. Doch ist die ruandische Art der Gedenkkultur allein auf das Kollektiv einer nationalen Trauergemeinde zugeschnitten. Was ist mit den Angehörigen der vielen hunderttausend Täter? Oder mit denen, die den Genozid im Exil miterlebt haben und nun in die ruandische Heimat zurückgekehrt sind? Kann man Trauer wirklich anordnen?

Seit dem Genozid hat es in Ruanda keine gewaltsamen Auseinandersetzungen mehr gegeben. Doch ein Problem ist weiterhin das friedliche Zusammenleben. „Wir sind ein Volk, die Täter und die Opfer. Wir sind alle Ruander und leben in einem Land. Wir müssen zusammenleben“, meint Aimé Kayinamura. Der 35-Jährige arbeitet in Ruanda bei der Nationalen Versöhnungskommission und ist für die anderen eine Art Wortführer.

Initiiert hat die Reise *Memos*, eine in Kigali ansässige Nichtregierungs- und Partnerorganisati-

on des DED. *Memos* ist eine kleine Gruppe von jungen und engagierten Ruandern, Genozid-Überlebenden und aus dem Exil zurückgekehrten Flüchtlingen. Eingeladen wurden auch Fachleute von der Versöhnungskommission, der Menschenrechtskommission, der Witwenorganisation AVEGA und vom Ruandischen Nationalmuseum.

Friedensallianzen schaffen

Begleitet wird die Gruppe neben einem Mitarbeiter des Zivilen Friedensdienstes des DED auch von Mitgliedern des deutsch-ruandischen Vereins *Imbutu*. Der Verein arbeitet unter anderem mit Jugendlichen afrikanischer und europäischer Herkunft und hat das Ziel, durch gegenseitigen Austausch den Dialog zwischen den Kulturen zu fördern und Friedensallianzen auf verschiedenen Ebenen zu entwickeln.

„Stille Nacht, heilige Nacht“, singt der Chor auf dem Nürnberger Christkindl-Markt. Die festliche Weihnachtsstimmung ist eine willkommene Abwechslung zu dem sonst sehr schweren Thema der Reise. Das Dokumentationszentrum in Nürnberg schockiert die afrikanischen Besucher. Hier erfahren sie zum

ersten Mal in Bildern und Filmausschnitten, geschriebenen und gesprochenen Worten deutliche Parallelen zu ihrem Land: Massengräber, eine gut durchdachte und geplante Vorbereitung, die Entmenschlichung der Opfer, Zuschauer, die nichts dagegen unternehmen. Und auch die Voraussetzungen, die dazu geführt haben, scheinen sich zu ähneln: Armut, Massenarbeitslosigkeit oder eine vermeintliche Überbevölkerung, „wohlhabende“ Juden oder „privilegierte“ Tutsi, Massenhysterie. Klar, dass damit kein vollständiges Bild umrissen wird. Sind die Ereignisse überhaupt vergleichbar?

Hoch entwickelte Tötungsmaschinerie

Die Besuche in den Gedenkstätten Dachau und Buchenwald öffnen eine neue Sicht auf diese Frage. Die Ruander sind fassungslos angesichts der hoch entwickelten Tötungsmaschinerie in Deutschland. „Eine industrielle Methode in einem industriellen Land“, meinen die Teilnehmer. In Ruanda dagegen wurden die Tötungswerkzeuge genutzt, die man hatte – Macheten, Messer, Knüppel.

„Never again!“, „Nie wieder!“, „Jamais plus!“ sind die Ausrufe, die man sowohl nach dem Holocaust als auch nach dem Genozid in Ruanda hören konnte. Und trotzdem bildet das Wort „Völkermord“ einen traurigen Dauerbrenner in den Medien, immer wieder in Zusammenhang gebracht mit neuen Massenverbrechen.

Was Länder wie Ruanda und Deutschland miteinander gemeinsam haben, ist die Unfassbarkeit der Ereignisse. Allein der Begriff „Völkermord“ verbindet die beiden Staaten. Zweimal ein ungeahntes Ausmaß an Verbrechen, zweimal eine ungeahnte Anzahl von Opfern, zweimal Diskussionen darum, wie es dazu kommen konnte.

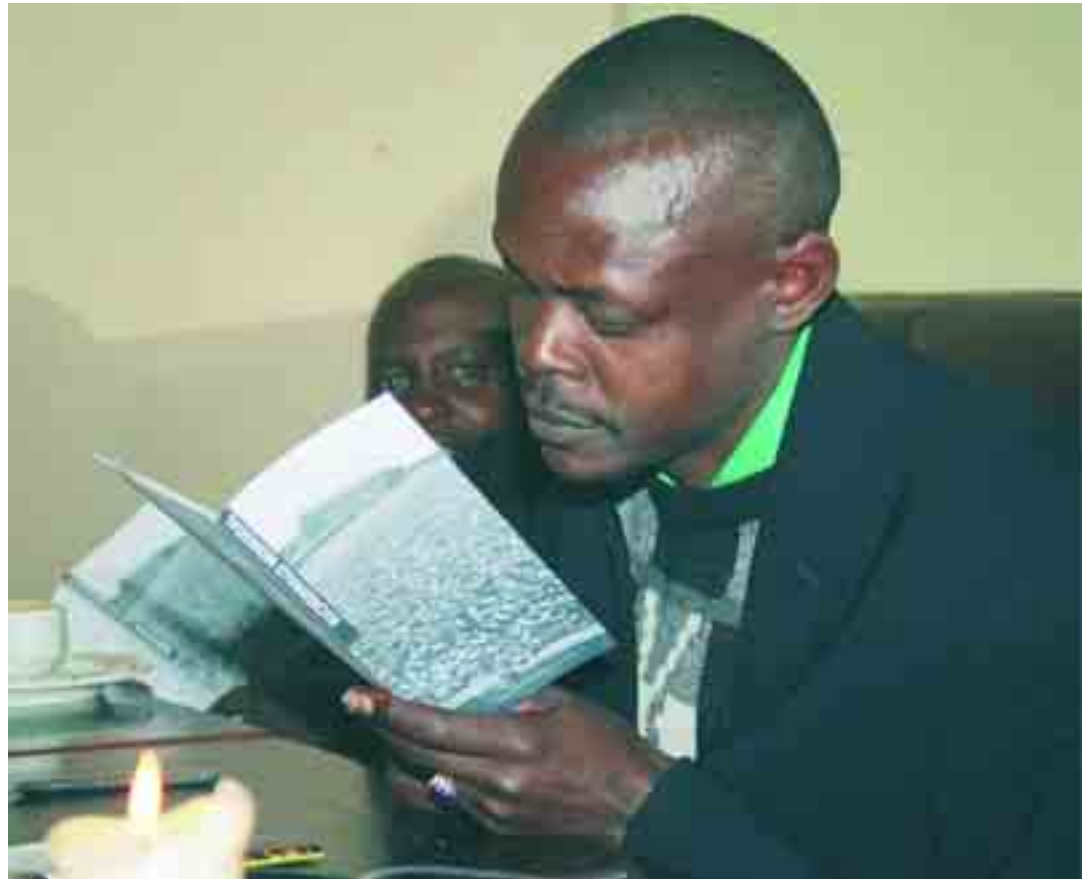
Was kann man lernen? Kann das Gelernte ein erneutes Aufblühen von Gewalt verhindern? Die Ruander haben ein existenzielles und persönliches Interesse an diesen Fragen. *Memos* und ihre Gäste sind vor allem in der außerschulischen Bil-

dungsarbeit aktiv, bringen sich jedoch auch in Projekte der lokalen Geschichtsschreibung sowie in die Konzipierung von Grab- und Gedenkstätten ein. In Deutschland wurden seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs verschiedene Gedenkstätten eingerichtet und pädagogische Konzepte entwickelt, die über die Jahrzehnte hinweg immer wieder neu in Frage gestellt und überarbeitet worden sind. Gerade deshalb ist den Ruandern ein Dialog mit Deutschland wichtig. Sie möchten von diesen Erfahrungen profitieren und beide Seiten kennen lernen, die der Opfer und die der Täter.

Parallelen erkennen

In Gesprächen mit Zeitzeugen erleben sie neue Parallelen zu Ruanda. Dass Jugendgruppen, wie die Hitlerjugend oder der Bund Deutscher Mädchen, ein Gefühl von Zusammengehörigkeit boten, dass man mit Gleichaltrigen Spaß hatte oder sich die Möglichkeit bot, Sport zu treiben. Dass eine Zugehörigkeit auch sozialen Aufstieg bedeutete. Auch in Ruanda waren es vielfach Jugendliche, die, durch die Gruppe angespornt, angestachelt oder aufgehetzt, unter Drogen oder in Euphorie getötet haben.

Durch den Besuch im Haus der Wannseekonferenz in Berlin werden die Besucher mit einem neuen Aspekt konfrontiert, der Auseinandersetzung mit der Täterseite. Dass auch durch sie einiges erklärt werden kann, dass sie in ein Gesamtkonzept gehört und daraus auch die Motive für solche Verbrechen erklärt werden können, ist ein für die Ruander neuer Aspekt einer Gedenkkultur. Die sechs großen, staatlichen Gedenkstätten in ihrem Land sind ehemalige Kirchen oder Schulen. Orte, an denen im Jahr 1994 einige der größten Massaker stattfanden. Vielerorts hat man die Schauplätze so belassen, wie sie waren. Man ist sich der Wichtigkeit, diese Gedenkstätten zu erhalten, bewusst und ebenso der Bedeutung, die sie in Bezug auf Erinnern und Lernen spielen.



Konzepte für Versöhnungsarbeit

Die ruandische Regierung hat begonnen, mit Unterstützung verschiedener internationaler Partner die Stätten in Zentren des Lernens, Reflektierens, zur Förderung des Friedens und der Versöhnung umzuwandeln. Der nächste Schritt wird sich darauf konzentrieren, die Arbeit mit und in diesen Zentren weiter zu bringen. Einen Beitrag dazu hat die Studienreise geleistet.

Doch wie sollen Ruander bereits nach elf Jahren „versöhnlich“ miteinander leben können? Sie haben die noch immer frischen Traumata zu verarbeiten. Weiterhin zeigen jüngste Beispiele von Morden an Genozid-Zeugen oder militärischen Eingriffen der ruandischen Regierung im Osten des Kongo, wo sich noch immer zahlreiche Genozid-Milizen fast unbehelligt aufhalten, dass in Ruanda zwar Frieden herrscht, ein friedvolles Zusammenleben aber noch einiges an Arbeit erfordert.

Aimé, Consolée, die Mitglieder von *Memos* und ihre Kollegen wissen das. Deshalb sind sie

nach Deutschland gefahren. „Eigentlich sind wir euch einen Schritt voraus“, meint Aimé, „denn die Umstände haben uns dazu gezwungen. Da wir anders nicht friedlich zusammenleben können, mussten wir früh anfangen, uns aktiv mit dem Genozid auseinanderzusetzen.“ Deutschland ist bei weitem kein Musterbeispiel und kann nicht alles erklären. Die gedenkpädagogische Arbeit kann lediglich zum Verstehen des Geschehenen beitragen. Die Auseinandersetzung mit der Zeitgeschichte bleibt ein unabgeschlossener und unabschließbarer Prozess. Die Ruander haben vielleicht einige Antworten auf ihre Fragen mit nach Hause genommen. Vielleicht können sie an einige der hier gemachten Erfahrungen anknüpfen, einige Konzepte in ihrer Versöhnungsarbeit anwenden und vielleicht auch dazu beitragen, den Frieden dauerhaft zu verankern.

■ Anja Witzens ist Ethnologin und Journalistin und war von 2004 bis 2005 für den ZFD in Ruanda tätig.

Auf der Suche nach Antworten

Foto: Anja Witzens